Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 36

Artikel: Etwas von der Zahl

Autor: Schweizer, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644641

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wie sie sind. Aber man stelle die Möblierung ungefähr so wieder her, wie sie zu Rousseaus Tagen gewesen sein mag. Autentizität her oder hin. Besser ein rekonstruiertes Möbel als gar keines oder nur ein Bruchstück davon. Und besser eine Ordnung, auch wenn sie nicht historisch verbürgt ist, als gar keine. Und noch etwas: Ein kleines Rousseauandenken, irgend ein Büchlein, Bildchen oder auch nur eine Ansichtskarte mit einer Rousseaustätte darauf sollte man mit heimnehmen können. Solche Dinge sind heute auf der Insel nicht erhältlich. Rousseau ist zum zweiten Mal vertrieben worden. Mit Willen der Herren in Bern?

Ihre Besitzung ist in vorzüglichem Zustande. Die Felder, der Weinberg fruchtbar und üppig, die Scheune voll schönen Viehs, das Pächterhaus seit 1918 fach- und kunstgemäß renoviert und zu einem leistungsfähigen Pensionsbetrieb ausgebaut. Die Pacht ist in tüchtigen Händen. Wir glauben, daß nun Kräfte und Mittel frei gemacht werden könnten, um den verwahrlosten Rousseaureliquien vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. Am besten wäre es wohl, wenn eine literarische Gesellschaft, die geistig an diesen Dingen interessiert ist, sich des Rousseauzimmers annähme. Wenn nicht bald etwas geschieht, so könnte, was alle Einsichtigen bedauern müßten, des müden Weltwanderers Abschiedsgruß ein Definitivum werden: sein

Adieu, retraite cheric!

Etwas von der Zahl.

Von Walter Schweizer.

Wir saßen auf der breiten Veranda eines bekannten Berner Landhauses. Rings um uns die friedliche Ruhe der „Provinz". Nur am westlichen Horizont schwoll die Lichtflut der Bundesstadt zum Himmel empor.

„Wie der breite Saum eines Nordlichts", sagte unser Gastgeber, der der Mode folgend, seine Ferien jenseits des Polarkreises verbracht hatte. Dann der Prosa des Alltags folgend, fragte er mich: „Sie müßten es doch eigentlich wissen, wieviel Glühstrümpfe und Bogenlampen dazu gehören, einen solchen Lichtstrom zu erzeugen!"

Ich verneinte die indirekte Frage, doch der Faden der Unterhaltung war gesponnen, und wie es kommt — plötzlich hatte ich eine Behauptung ausgesprochen, die eine stürmische Heiterkeit erweckte.

Die liebenswürdige Frau des Hauses schlug die Hände zusammen und rief mitten in das Gelächter, das schallend durch den nächtlichen Garten drang: „Nein, nein, jetzt lassen wir Sie nicht mehr aus, jetzt müssen Sie uns Rede und Antwort stehen. Wie sagten Sie doch, es gibt keine höhere Poesie als die von der Zahl?"

„Gewiß, das sagte ich. Nicht als Statistiker, denn ich weiß es ja — es gibt für die große Welt kein langweiligeres Metier, als das des Statistikers und dennoch — Sie alle haben schon die Poesie der Zahl empfunden, Sie alle unterlagen schon ihrer Herbheit, Ihrer Schwermut, Ihrem Geist und Ihrem Humor."

„Beweise, Beweise", rief mein lieber Gastgeber.

„Je nun, blicken Sie empor, was sehen Sie?"

„Himmel — Sterne!"

„Weiter, weiter — blicken Sie hinein in die Höhe, in die Tiefe der Unendlichkeit! Was ist die Unendlichkeit? Ein Begriff, eine Zahl! Wir erfassen Sie nicht und doch rechnen wir mit ihr. Sie ist die Zahl des Unfaßbaren, Unüberwindlichen. Sie ist die Gottheit der Phantasie und doch nur eine Zahl! Dort aber der flackernde Stern, wie weit mag er von uns sein? So und so viel Millionen von Kilometern! Liegt in dieser Bestimmung der Entfernung nicht ein poetischer Reiz? Ich las einst, daß dieser Stern fünfhundert Lichtjahre von unserer Erde entfernt sei, und daß die Bewohner dieses Sternes — gäbe es eine Möglichkeit, zu uns herabzusehen — nicht uns erblicken, sondern die Menschen, die fünf Jahrhunderte vor uns gelebt haben."

„Hirngespinste", murmelte mein Freund vor sich hin.

„Lassen Sie es Hirngespinste sein, auch die gehören in das Reich der Poesie. Aber ist es nicht die Zahl, die Zahl, die unsere Phantasie reizt? Die Ueberbrückung der Jahrtausende, der Zeit und des Raumes! — Was bedeutet nur ein „weit", ein „unendlich weit", erst die Zahl gibt uns den Begriff, und dieser Begriff löst merkwürdigerweise frühzeitig die Poesie aus. Aber bleiben wir bei dem Gegebenen. Als 1798 der General Bonaparte sein Heer an den Fuß der Pyramiden führte, rief er „Jahrtausende blicken auf euch herab" und die Wucht der Zahl ließ die Sieggewohnten erschauern. — Ehrlich gesprochen, lieber Freund, was bestaunen Sie mehr: die Mumie als solche, oder ihr Alter? Die Zahl allein ist es, die uns in Stimmung versetzt. Sie sagen die Statistik sei trocken — o nein — sie entbehrt durchaus nicht aller Reize. Für viele, vielleicht für die meisten ist sie das verschleierte Bild. Wer aber den Schleier zu heben versteht, der blickt in einen Raum voll herrlicher Schönheiten. Schatten und Lichter, Farben und Töne kennt man auch da. Welche Gewalt, welche poetische Gewalt liegt nicht allein im Weltverkehr. Die „Poesie des Weltverkehrs" sagen wir, und vor uns stehen in Reih' und Glied Zahlen, Zahlen und immer wieder Zahlen. Länder und Ozeane breiten sich vor uns auf, die Völker reichen sich die Hände! Der Spur des Dampfers, des lastenschleppenden Segelschiffes folgen wir, ein Symbol ist uns das Flugzeug, das am Firmament seine Bahn geht; ihre Flaggen sind uns liebe Bekannte, Vertraute, wir sehen sie allüberall, wir nehmen Anteil am Werdegang. Nennen Sie das poesielos? Und worin äußert sich die Poesie? Nur in der Zahl?

Sie wissen es, liebe Frau, ich bin weit gereist. Oft habe ich in Ländern Heimweh empfunden und immer mehr, je weiter sich der Raum zwischen mich und die Heimat legte. Mein Heimweh war in einer Zahl verkörpert!

Und Sie, lieber Freund, der Sie berufen sind, Recht zu sprechen und das Unrecht zu bestrafen, wie spricht zu Ihnen die Zahl der Kriminalistik? Von Milliarden Tränen, von unsäglich viel Kummer und Leid erzählt uns die Zahl. Lachen und Lebensfreude sprechen aber ebenso oft in der Zahl zu uns."

Eine Pause entstand. Jeder hing seinen Gedanken nach. Aus dem Westen zog ein leises Donnerrollen über das Land.

„Sie haben nicht so unrecht", unterbrach die freundliche Stimme der Hausfrau die Stille. „Nicht die Zeit ist es, nicht der Raum, als Begriff, sondern ihre Bewertung ist es, die uns nachsinnen läßt. Dreißig und mehr Jahre ist eine Spanne Zeit, und doch ein Leben für sich. Vor dreißig Jahren! — mir ist, als ob das gar nicht wahr sein könnte."

„Hm", machte der Gastgeber, „mir deucht, daß in der Zahl, die die Zukunft ausdrückt, mehr Poesie liegt als in der Zahl der Vergangenheit. Ich bin siebzig Jahre, will's Gott, lebe ich noch ein Zehnjährchen. — — Zehn Jahre — es ist doch eine lange, lange Zeit!"

„Zehn Jahre!" wiederholte der Richter. „Vor ein paar Jahren hatten wir einen Mann, der wegen verschiedener Delikte zwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen hatte. Wir verurteilten ihn wiederum zu zehn Jahren. Lachend nahm er die Strafe hin. In der Nacht fand man ihn erhängt in seiner Zelle. Auf einem Zettel standen die Worte: Ich fürchte mich vor den zehn Jahren."

Wieder eine Stille — dann erhob sich die Hausfrau und schenkte die Gläser voll. „Lassen Sie uns von etwas anderem reden, lieber Freund, die Zahlen stimmen nur traurig!"

Gedankenlese.

Sich die Hände vor jeder Mahlzeit zu waschen, ist wirklich nicht schwer...

Und es wäre eine kostenlose Versicherung gegen Typhus, Dysenterie, Tuberkulose und viele andere schwere Krankheiten!... R. B.